

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 28

Artikel: Reisebrief [Schluss]

Autor: Balmer, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sebastian Desch.

Pflaster. Cardillacs blutige Tat, auf der Stelle begangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Tür auf und René Cardillac tritt herein. Um Christus willen! was wollt ihr? schrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen inneren Abscheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olvier,“ fängt er an, „wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der Tat garstig übereilt, als ich dich aus dem Hause stieß, du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hilfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkstatt arbeitest? — Du schweigst? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ichs dir, daß ich auf dich zornig war wegen der Liebalei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher und gefunden, daß bei deiner Geschicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen besseren Eidam wünschen kann als eben dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Appenzeller Maler.

Sebastian Desch.

In der ganzen Schweiz herum denkt man sich unter dem Begriff Appenzell etwas Bestimmtes und Schärfumris-senes. Das Hügelgelände, das nordwärts an die Kalkmauer des Säntis sich anlehnt, hat einen so einheitlich geschlossenen und eindrucksvollen Charakter, wie man ihn nicht so schnell

wiederfindet in der schweizerischen Landschaft. Auf und an diesen seltsam weich geformten Hügelbuckeln des Säntisvorlandes und auf den von den schroffen Kalkfelsen des Säntis und seiner Tabanten überragten grünen Alpenweiden wohnt ein Bölklein, das seine Eigenart in viel stärkerem Maße bewahrt hat als alle andern Bewohner des offenen schweizerischen Hügellandes. Daz die Appenzeller derbe, schlagfertig-witzige Leutchen sind, beweglich in ihrem Erwerbsleben, am Alten hangend, fast grotesk konserватiv in Trachten, Sitten und Gebräuchen — wenigstens was den Inner-Appenzeller anbetrifft — das weiß jedermann schon von der Schule her.

Auf das unverfälschte, alturighe Appenzellertum hat es Sebastian Desch abgesehen. Er findet es verkörpert in den kleinen aber sehnigen und knochigen Sennenbauern des Oberlandes. Und die charakteristischen Typen greift er heraus und wirft sie mit seinem geschickten und leichten Pinsel auf die Leinwand. Mit Vorliebe beobachtet er seine Appenzeller beim Spiel und beim Tanz; da geben sie sich ganz, wie sie sind; die Originellsten unter ihnen treten bei diesen Unlässen aus der Menge hervor und spielen mit Hingabe ihre Leibrolle.

Desch erfaßt diese bartlose Gesicht, der von krausem, kurzem Haar umrahmte breite Nase, der runde, lastgewohnte Rücken, die muskelharten braunen Arme und die derbknochigen hochadrigten Hände, die tanzgewandten kurzen Beine mit den breitbeschuhnten Füßen, kein Zug bleibt vergessen. Seine Appenzeller sind Urtypen, die sich schier unauslöschlich einprägen. Man prüfe daraufhin die zwei tanzenden Sennen, auch die drei Musikanten, den Hacbrettler und den Violinspieler, aber ganz besonders die drei auf ihre Trümpe versessenen Tasser in der altheimeligen Stubenrede. Eine ganz erstaunliche Kraft der Charakterisierung und verinnerlichten Situationschilderung spricht aus diesem gehobenen Arm, dem gerundeten Buckel, dem festaufgestützten rechten Fuß — der ganze knublige Kerl scheint eine auffahnende Schleudermaschine für dieses Nell in der Faust zu sein — aus dem Gesicht hinterm Tisch mit dem breiten, gleichmäßig-neugierigen Baff-baff-Maul, aus dem runden Kürbiskopf des Spielers zur Rechten, der mit seiner ganzen Leiblichkeit, nicht zum wenigsten mit der unter der Tischplatte, die Spielleidenschaft verbildlicht.

Die ganze Gruppe ist wie aus einem Guß und in der Kraft des Ausdrucks auf seine Art kein geringes Kunstwerk. — Auch die Appenzeller Landschaft hat sich Desch zu eigen gemacht, wie dies aus der Reproduktion, S. 329, gut ersichtlich ist. So sitzen die Appenzeller Höfe und Höflein auf den Buckeln und Wulsten ihres Ländchens herum, selbstsicher und seelengemüthig, wie die Appenzeller Bauern selber etwa auf den Zäunen am Wege sitzen.

Sebastian Desch ist 1893 in St. Gallen geboren. Er lebte viel im Ausland: in Berlin und Weimar, in Algier, in Paris, seit 1916 in seiner Heimat. Die ersten Früchte seines Heimatstudiums — die hier reproduzierten Zeichnungen entstanden 1918 — beweisen eine starke künstlerische Begabung, von der noch eine bedeutungsvolle Entwicklung zu erwarten ist. H. B.

Reisebrief.

Von Emil Balmer. (Schluß).

Der Herr Petrus hatte endlich ein Einsehen und ließ die Nebelwolken so langsam verschwinden. Wir fuhren in

froher Wanderstimmung nach Bögelinsegg, wo auf der historischen Stätte ein junger Schweizer stolz und mutig ins weite Land hinabschaut. In Trogen, auf dem Landsgemeindeplatz, sangen wir nochmals „Alles Leben strömt aus dir“. Nun ging's gottlob zu Fuß hinab in ein tiefes Tobel und jenseits wieder bergauf nach Wald. Und dort wartete mir Freund Otto aus Oberegg. Wir stiegen nun abseits des großen Stroms über schöne Weiden bergauf. Viel, viel hatten wir uns zu erzählen. Natürlich waren wir in Gedanken wiederum in Firenze und bei allen unsern Freunden. Da kam es auch heraus, daß er und Du und ich noch die einzigen Gedigen sind von unserem Florentiner Freundekreis. Sezt heißt es also „wese ehnder“! Dem Otti geht es gut, er lud mich herzlich ein, doch einmal meine Ferien im Alpsteingebiet zu verbringen, und ich habe es ihm freudig versprochen. Unvermerkt waren wir inzwischen auf der Höhe von St. Anton angekommen. Nun sah ich das ganze liebliche Ländchen mit den vielen sauberen Dörfern bis weit hinein in das St. Gallische Bergland — sah auch den Gähbris, wo wir einst im Nebel herumgeirrt — blickte hinüber ins Vorarlbergische und an den Bodensee. Tief zu meinen Füßen lag Altstätten, dessen Glocken wir damals in grauer Nebelnacht so nah gehört! Feldkirch, Bregenz, Lustenau und viele andere Flecken und Dörfer grüßten heraus. — Diesmal kam ich fast zwei Stunden zu spät zum Essen nach Heiden. „Wenn richtig alle so unregelmäßig wären, das gäbe ein schönes Gestürm“, meinte einer zu mir. Ich gab ihm recht, aber der schöne Ausblick von der Höhe von St. Anton war diesen Vorwurf schon wert! — Die andern hatten unterdessen noch die Krankenhausinsassen mit einigen Liedern erfreut. Otti blieb bis zur Abfahrt des Zuges. Dann hieß es „Addio, a rivederci!“ Das Alpsteinländchen und alle unsere guten Freunde bleiben unvergessen. Und alle lassen Dich von Herzen grüßen! — An fröhlichen Intermezzis fehlte es natürlich bei uns auch nicht. Wir sitzen im Fahrradähnlichen Heiden-Rorschach. Sanft gleiten wir von der Höhe hinab zum schwäbischen Meer. Lindau und Friedrichshafen liegen im blauen Dunst — rings neben uns an den Abhängen wird ärstätig geheuet. — Einer von uns, dessen Stimme belegter ist als weiland die Brötchen im American Bar in Zürich, ruft, oder sagen wir brüllt, einer jungen Heuerin etwas zu. Sie aber nicht faul, eilt herbei und



Sebastian Oesch.

Tanzmusik (Friesfragment).



Sebastian Oesch.

Tanzende Bauern (Friesfragment).

streckt dem hungrigen Muß eine tolle Gablete Heu in den Barrenladen, so daß unser Faizkus wohl oder übel dreinbeissen muß. Das gab natürlich ein Huronengeheul bei der ganzen Bande! —

Wir fahren dem Untersee entlang. Ich stehe mit zwei Sängerfreunden am Wagenfenster und wir singen ein Röseligartenlied nach dem andern in die schöne Welt hinein. Die Leute auf den Feldern winken uns zu — wir grüßen wieder — Schlosser krönen grüne Hügel — die endlosen Hosteten Mostindiens fliegen vorbei — da stürzen plötzlich alle an die Fenster — hundertsiebenzig mehr oder weniger weiße Nesttücher flattern aus dem Zug — ein lautes Hallo erhönt — am Bahnhof von Mammern steht einer unserer Ehrensänger, der hier zur Kur weilt. Der weint fast vor Rührung und dankt am nächsten Tag telegraphisch für die imposante Ovation! — — —

Bei sinkendem Abend langten wir in Schaffhausen an. Auch hier wieder Sängerwahlspruch-Händedrücke-Volksmenge-Willkommen! Die Herren vom Männerchor Schaffhausen führen uns in die Gasthäuser. Nach dem herzlichen Empfang wußten einige von uns nichts Besseres zu tun, als in einem schattigen Garten einen „Schaffhauser“ zu schmieden. Denen habe ich aber gesagt, ob sie denn gar nichts interessiere in dieser herrlichen alten Stadt. Ich fing sogleich fieberhaft an zu skizzieren; auf Schritt und Tritt entzückten mich neue Motive — wunderbare Fassaden, Erker und Türme; dann der Kreuzgang — ich wußte nicht wo anfangen! Da nahm mich mein Schaffhauser Freund am Arm. Ich sollte doch jetzt zum Essen kommen, denn nachher müßten wir ja auf den Munot. — Ja, das angekündigte Munotfest, das hatte ich ja ganz vergessen. Und es ward doch zum Glanzpunkt unserer Reise.

Ein ganzes Volksfest wurde für uns veranstaltet, ein nächtliches Sommerfest unter freiem Himmel hoch oben auf der Zinne des Munots. Ziemlich spät ging ich mit meinem Freunde hinauf, und als ich von den finstern Mauerwölbten der Festung plötzlich hinauf kam auf die Zinne, da ward ich geblendet vom strahlenden Lichterglanz und dem festlichen Gewoge. Oben auf dem ungeheuren kreisrunden Platz hatte sich tout Schaffhouse eingefunden; die ganze geschwätzige Menge promeniert fröhlich ringsum, so daß

es anzusehen war, wie ein großes, großes Röhlspiel. In der gedeckten Halle um den Platz herum waren Tische aufgestellt, auch die Stadtmusik war da — und jetzt spielte sie



E. Balmer. Motiv aus Schaffhausen. (Rötelzeichnung). Kliché nach einer Lithographie, erstellt von der Lichtdruckanstalt Burkart, Bern.

auf zum Tanz! — Da stieß ich meinen Begleiter stehen und tauchte unter in dem kreisenden Menschenstrom. Ich preichte es gut. Die lustige Schaffhauserin tanzte federleicht und was mich besonders freute, sie liebte es, nach der guten alten Mode zu tanzen, aber dafür recht schön und mit selbstfundenen Variationen — also ganz mein Geschmack! — Man mußte aber schon preßieren, wenn man während eines Tanzes dreimal die Runde um den ungeheuren Kreis machen wollte. — In den Pausen wurde fröhlich gesungen, promeniert, und was äußerst angenehm war, es wurden keine Reden gehalten! — Der feine Hallauer aber löste die Zungen. Und mit den Schaffhausern plauderte es sich wie mit alten Bekannten. Sie haben wohl das geschliffenere Mundwerk wie wir, aber sie mögen die Bernermüzen sehr gut leiden. Auf einmal tönt das Munotglöcklein! Im Augenblick ordnen sich an die hunderfünfzig Paare zur berühmten Munot-Française. Das war nun ein wunderschöner Anblick, wie diese Riesen-Quadrille auf dem ungeheuren Rondell getanzt wurde. Ein jeder Bewohner der Munotstadt kann diesen alten schönen Reigen. Sie lernen ihn schon in frühester Jugend an den Munot-Kinderfesten. So habe ich denn alte behäbige Schaffhauser Herren und Damen mit einer Exaltigkeit und Zierlichkeit tanzen sehen, wie es selbst die gepuderten Hofdamen in Versailles seiner Zeit nicht schöner gemacht haben können. —

Der Munot und die Munotfeste sind jedem Schaffhauser so lieb und vertraut wie —, mit was soll ich es nur vergleichen —, wie z. B. der Zytglogge und der Zibelemärit den Bernern! — Nach der letzten Figur lösen sich die Ringelreihen auf in einem wilden Wirbeltanz. Von einem erhöhten Platze habe ich hinabgesehen auf diese aufgepeitschte, tolle, kreisende Jagd — der Mond war eben aufgegangen und machte das unvergleichliche Bild noch phantastischer. Da mußte ich an Dantes Inferno denken! Geraude so schildert er die furchtbare Jagd der armen Seelen in den Kreisen der Hölle! — — Das Munotvölklein harrete lange aus

auf seiner stolzen Zinne. Die Stadt ruhte längst im tiefen Schlafe, als droben auf der Türmhöhe noch fettlich die Lichter brannten. Ich aber habe wieder einmal getanzt nach Herzenslust! —

Die Sänger, die das Ungfell hatten, in meiner Gruppe zu sein, waren in einer rechten Täubi. Als sie endlich nach all den Feten totmüde in die Huli schlüpfen wollten, entdeckten sie entweder ein Schlüßbett, so daß sie ganz neu nesten mußten, oder dann habe es sie so geripset, und als sie am Morgen nachschauten, sei das Leintuch voll Salz gewesen! Einzelne behaupteten sogar, sie hätten ihre Nachthemmlie gar nicht anziehen können, die Arme seien vernäht gewesen. Wer konnte das nur alles angereist haben?

Um andern Morgen haben wir noch den Rheinfall beachtet. Er ist gerade in diesen Tagen der Wasserfülle von überwältigender Schönheit. Mit ungeheurer Macht und Geißeln donnern die Wasser in die Tiefe und hoch empor spritzt und zischt und dampft die Gischt. Bekanntlich hat Goethe an Schiller geschrieben, solche Naturwunder könne man nicht beschreiben, und so verzichte ich denn auch darauf. Einzelne von uns fuhren mitten in die brausenden Wellen hinein. Hart kämpften die Schiffer, bis sie den Durchgang zum Rheinfels erzwungen. Tropfnäß, aber stolz winkten sie uns vom Felsen mitten in den weißen, krüllenden Wassern nach dem Schlößchen Wörth hinüber.

Gut ein Drittel der heimkehrenden Sänger war ganz gehörig hässlich. Natürlich kam das nur vom vielen — Singen! So konnte denn mancher von uns kein lautes Wort reden, als er seinen Lieben am Abend am Bahnhof in die Arme fiel. Aber umso lebhafter glänzten seine Auglein! Es war der Widerschein der genossenen Freuden! —

Und nun leb' wohl, caro amico, verzeh' mir das lange Gewäsch, ich konnte es nicht gut kürzer machen. Du siehst nun, daß ich doch viel Freude hatte auf dieser Reise. Das nächste Mal gehen wir dann wieder zusammen!

Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Emilio.

Das Wiedersehen.

Novelle von Alwin Rudolph.

In alter Gewohnheit saß ich am Fenster und sah in die untergehende Sonne. Ich kannte das Spiel der hereinbrechenden Dämmerung in tausend Variationen. Es konnte mir kaum noch etwas Neues bringen. Es trifft auch nicht zu, daß ich vielleicht gerade die Dämmerung liebte. Es war eben die einzige Feierstunde, die ich mir tagsüber gönnen.

Davon wußten auch meine Freunde. Sie kamen denn nie anders als zu dieser Tageszeit zu mir. Seit zwei Wochen aber hatte sich keiner von ihnen sehen lassen. Auch der junge Architekt Walter nicht, der immer den Kopf voller Pläne hatte und fast jeden Abend kam, sicher aber jeden zweiten Abend, und bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette ein paar Minuten mit mir verplauderte, bis ich Licht machte. Das war das Zeichen, daß ich wieder zu arbeiten gedachte. Immer waren es nur ein paar Minuten, während welcher Zeit er nicht einmal seine Garderobe ablegte.

Ich dachte eben daran, was sein Ausbleiben wohl für eine Ursache haben könnte, und sah in den Rauch, der sich von meiner Zigarette in dünnen Fäden an der Fensterscheibe hoch ringelte. Da läutete es, und ehe ich zur Tür gelangen konnte, trat auch schon der Vermieter ins Zimmer. Unbewußt — ich hatte ja nicht zu öffnen — hatte mich das Gefühl getrieben, ihm entgegen zu gehen.

Nach dem herzlichen Willkommen setzte er sich gewohntsgemäß mir gegenüber an den kleinen Tisch, der vor dem großen breiten Fenster stand. Ich bestellte den Kaffee. Die erste Frage war natürlich, wo er so lange gesteckt. Er begann zu erzählen, nachdem er mir vorher auf meine Abwehr bestimmt versichert, daß es keine Liebesgeschichte sei. In diesen Dingen kann ich schwer raten und helfen. Auch